

Herausgegeben von
Jol Rosenberg

Psyche
mit
Zukunft

ohneohren
VERLAG

Sieg über
die Finsternis in mir

Herausgegeben von Jol Rosenberg

PSYCHE MIT ZUKUNFT

Sieg über die Finsternis in mir

Leseprobe

Anthologie
o/ohneohren
VERLAG

Die Deutsche Bibliothek und die Österreichische Nationalbibliothek verzeichnen diese Publikation in der jeweiligen Nationalbibliografie.

Bibliografische Daten:

<http://dnb.ddp.de>

<http://www.onb.ac.at>

© 2024 Verlag ohneohren, Ingrid Pointecker, Wien

www.ohneohren.com

ISBN: 978-3-903296-16-9

1. Printauflage

Herausgegeben von: Jol Rosenberg

Covergestaltung: Verlag ohneohren

Coverillustration: Studio Athena | Adobe Stock

Innenillustration: madaniaart | Vecteezy

Lektorat, Korrekturen: Lena Richter | lenarichter.com, Verlag ohneohren

Textredaktion: Birgit Schwäbe

Druck: bookpress.eu

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und/oder der Autor*innen unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Alle in diesem Buch geschilderten Handlungen und Personen sind völlig frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen sind zufällig und nicht beabsichtigt.

Im Herzen der Maschine

Anne K. Ramin

Themen in der Geschichte:

Depression, Künstliche Intelligenz, Sozialphobie, Vermessungen für ein perfektes Leben

Content Notes - Hinweise zum Inhalt:

Einsamkeit/Isolation, Fremdbestimmung, Suizidgedanken

Unter den heutigen Subjekten hatte die Maschine in Sektor 9.7 acht Fälle mit Potenzial für schwere psychische Erkrankungen erkannt. Ich sah zu, wie grüne Zahlenreihen über den Bildschirm huschten, ohne sie zu verstehen. Der Scanner im kalten Metall der Wand fühlte sich selbst durch meine Handschuhe an wie Eis. Ich sollte aufmerksam sein, die Daten auswerten, aber ich schaffte es nicht, mich zu konzentrieren. Unwichtig. Diesen Job gab es ohnehin nur wegen mir und dieser Angst, die mich jedes Mal zusammenbrechen ließ, wenn ich mit Menschen redete. Ich war unbrauchbar für alles außer die Suche nach potenziellen Optimierungen der Faktorbestimmung und nach Anomalien, die niemals auftreten würden. Die Maschine war unfehlbar.

Ich schloss den Datenlauf ab und nahm meine Hand vom Sensor. Der Bildschirm wurde dunkel und verschmolz mit der Wand. Einige Sekunden lang starrte ich reglos ins Nichts und versuchte, meine Beine dazu zu bringen, sich zu bewegen. Die Tageslichtlampen an der Decke leuchteten viel zu grell.

Mein Armband vibrierte, ein Rückruf in die Welt dort draußen. Ich bewegte die Finger, um mich zu erinnern, dass mein Körper noch da war, und drehte mich um. Die Schaltzentrale der Maschine war ein Irrgarten aus Sensorwänden und

Datenbänken und schwarzem Stahl, und das grüne Leuchten der runden Statuslichter verfolgte mich wie Augen in der Nacht. Ich schaffte es nicht, den Blick vom Boden zu heben, setzte einen Fuß vor den anderen. Meine Schritte hallten von den leblosen Wänden wider.

Am Anfang hatte ich sie genossen, die Ruhe, die Abgeschiedenheit, aber an Tagen wie heute, an denen die Schatten dunkler schienen und das Licht an der Oberfläche Lichtjahre entfernt, dröhnte die Stille in meinen Ohren. Das Armband vibrierte wieder, dreimal kurz, um mich darauf hinzuweisen, dass meine Atmung zu flach war. Reiß dich zusammen, sagte ich mir. Du bist gesund, also reiß dich zusammen. Solche Tage waren normal, solche Tage kamen und gingen und morgen würde alles besser sein. Der Weg zum nächsten Sektor fühlte sich viel zu weit an.

An guten Tagen, wenn die Schatten nicht so nah waren wie heute, wusste ich, dass ich geschaffen war für diesen Job. Auch wenn ich die Menschen nicht sah, die für ihren Untersuchungstermin die weiten Hallen der Maschine betraten, las ich Tag für Tag ihre Daten. Niemand von ihnen würde es hier unten aushalten, so fern von Licht, so fern von Menschen. Ich hatte seit Wochen kein lebendiges Wesen gesehen.

Ich und mein Parasit

C. N. Stance

Themen in der Geschichte:

Depression, Leidensgenoss*innen, Space Opera, Therapie, Zwangsgedanken

Content Notes - Hinweise zum Inhalt:

Alkoholkonsum, Ausbeutung von Planeten (erwähnt), Belästigung, Diskriminierung, Erbrechen, Essen (erwähnt), Kolonialisierung (erwähnt), medizinische Unterversorgung, Parasiten, (gesellschaftlicher) Saneismus, Selbstentwertung, Suizid (erwähnt), vulgäre Sprache

„Siig, ein Rellopianer hat schon wieder auf den Gang gekotzt!“

Ich unterdrückte einen Fluch und setzte mein Lächeln auf. Eigentlich hatte ich diesen Job nur angenommen, um hinter der Theke bleiben zu können und keinen Kontakt mit anderen Lebewesen herzustellen zu müssen. Einfach die Bestellungen, die durch den elektronischen Zulauf reinkamen, vorbereiten und vielleicht ein wenig unmotiviert mit einem Tuch herumwischen, das war's. Dann ging der beschissene Putzroboter ex, und da die Firma seit vier Mondzyklen keine Ersatzteile mehr geschickt hatte, konnte ihn auch kein Schwein reparieren. Kein gutes Zeichen, das war allen klar. Die Erde sah die Mine auf diesem Planeten nicht mehr als lukrativ an und kümmerte sich einen Dreck darum. Wir alle hatten hier also keine Zukunft mehr. Das wirklich Tragische daran aber war, dass ich jetzt stets hinter der Theke hervorkommen musste, wenn die Arbeitenden eine Sauerei anrichteten. Und das passierte öfter, als man sich vorstellen wollte.

Ich zerrte den Sauger hinter mir her und schlurfte mit aufgesetztem Lächeln an den Tischen vorbei. Mein Übersetzungs-

modul im Ohr lief auch nicht mehr ganz rund. Was mir nur recht war, denn einige der Arbeitenden raunten mir Worthülsen zu, die nicht besonders freundlich klangen. Ich nahm's ihnen nicht mal übel. Die meisten verhielten sich komisch, wenn sie den Parasiten auf meinem Kopf entdeckten. Die Leute kannten jemanden wie mich meist nur aus Medien, wo wir entweder als gemeingefährlich und zu Amokläufen neigend oder als mit-leiderregende Kreaturen galten, die sich nicht selbst versorgen konnten.

Ich verbreiterte mein Lächeln, um sie zu beruhigen. Sie brauchten das offenbar.

Die Dünste der rellopianischen Kotze stachen in Augen und Nase, und ich bemühte mich um gebührenden Abstand, während ich das Zeug einsaugte. Beim ersten Mal hatte ich den Fehler begangen, zu nah ranzugehen, danach war meine Sicht für eine Stunde eingeschränkt gewesen.

Die Lektion hatte ich gelernt.

Auf dem Weg zurück zur Theke bemühte ich mich, besonders geschäftig mit meinem Sauger rumzuwackeln, damit mich auch ja niemand ... Oh, Mist.

„Siig, heyyy! Wie geht's dir?“

Rollo tauchte wie aus dem Nichts vor mir auf. Der Blick triefte wie immer vor Mitleid, die Stimme war so sanft und melodios, dass einem schlecht werden konnte. „Alles okay, hmhhh?“

„Ich hab hier rellopianische Kotze“, erwiderte ich sachlich. Mein aufgesetztes Lächeln begann, zu bröckeln. Aber bei Rollo störte mich das wenig.

Mir war klar, dass xier nicht meine Tätigkeit als Barperson und neuerdings Putzroboter-Ersatz meinte. Sondern meinen Zustand mit dem Parasiten am Kopf. Die Wohlmeinenden, die uns nur als Goodwill-Projekt sahen, das es zu retten galt, waren noch anstrengender als die, die uns beleidigten. Rollo glaubte, alles über mich und meinen Zustand zu wissen, weil xier ein paar Bücher über Parasiten gelesen hatte. Als ob ich nicht schon sieben Jahre damit lebte.

„Ohhh, das. Ja. Ist hart, nicht? Willst du drüber reden?“

Marie Meier

Themen in der Geschichte:

Altruismus, Depression, Großstadtgarten, Rebellion, ungleiche Verbündete

Content Notes - Hinweise zum Inhalt:

Ableismus, Armut, Corporate Greed, Depression, Essen, medizinische Unterversorgung, Saneismus, Selbstverletzung (impliziert), Stigmatisierung und Diskriminierung von depressiven Menschen, Suchtmittelkonsum (Zigaretten, Drogen), Suizidversuch/e (impliziert), Überflutung, Verletzung (erwähnt)

Wenn es in der Oberstadt regnete, dann ertrank die Unterstadt in neonfunkelnden Pfützen. Seit sechs Tagen spülte der Monsun den Müll der einen Stadthälfte hinab in die andere. So zielstrebig, wie der Luxusschrott bergab floss, konnte man meinen, er wäre auf einer wichtigen Mission. Von Haus zu Haus wurde er gewirbelt, bis er sich schließlich in das stürmische Meer warf, um eins mit der riesigen Plastikinsel zu werden, die die Stadt umgab wie ein Schwimmreifen aus Dreck.

Stieg das Wasser noch höher und erreichte die Türschwellen, würden die Abfälle vermutlich missionieren gehen. Das taten hier viele, die ihrer geschundenen Seele etwas Gutes tun wollten. Alternativen gab es kaum. War das eigene Leben düster, gezeichnet vom Lichtmangel, der in der Unterstadt herrschte, von Perspektivlosigkeit oder einfach vom eigenen tückischen Kopf, der nicht mehr aus der Dunkelheit auftauchen wollte, so suchte man sein Glück bei Göttern, Götzen und dem örtlichen Dealer.

Green war nichts davon und zugleich alles auf einmal. Mit kritischer Miene sah er von dem Tomatenpflänzchen auf, das er

gerade in einen der großen Tonkübel verpflanzen wollte, die sich auf dem Empfangstresen stapelten. Ein heftiger Wind drückte heulend gegen die Eingangstür. Dann geschah das Unvermeidliche: Mit einem Krachen flog das Türblatt auf. Schäumend floss eine Welle Schmutzwasser die Stufen hinab in die kleine Souterrainwohnung, in der das lag, was manche eine *Praxis* nannten.

Ein Damm aus braungefleckten Handtüchern stemmte sich wacker gegen die Flut ... und brach. Green gab ein frustriertes Schnauben von sich und wollte gerade nach seinem Gehstock greifen, als ein Schatten in das Dämmerlicht der regenschweren Welt trat.

„Deine Tür ist kaputt“, grüßte der Schatten ihn mit dem Offensichtlichen. „Das Scharnier oben ist defekt, deswegen kann sie gegen den Wind nichts ausrichten. Das Wetter ist zu viel für sie.“

Green summt bejahend. Vorsichtig trat die Fremde in die Praxis, warf die regnerische Dunkelheit ab, und schloss die Tür hinter sich. Mit inquisitorischer Miene inspizierte die Frau das gebrochene Scharnier, als wäre das nicht sein Laden, sondern ihrer. Das gab Green die Zeit, sie genauer in Augenschein zu nehmen.

Die Fremde war anders als die anderen Seelen, die sich in sein kleines Reich verirrt, soviel stand fest. Zwar hatte sie sich Mühe mit ihrer Verkleidung gegeben, hatte Hoodie, Jeans und Turnschuhe in irgendeinem Second-Hand-Laden besorgt, doch das kaschierte ihre Andersartigkeit nicht. Es betonte sie nur. Unter der abgewetzten Bomberjacke war sie zu sauber und an ihren Schuhen klebte nur der Dreck, den sie auf dem Weg vom Schuhgeschäft bis zu Greens Laden aufgelesen hatte. Ihr Haar war frisch geschnitten, und zwar nicht von ihrer Tante oder Schwippschwägerin, sondern von jemandem, der sich *Coiffeur* oder *Stylist* nannte. Das war aber nicht, was Greens Aufmerksamkeit fing. Es war der Glanz der kleinen, eleganten Perlenohrstecker, in denen sich das dämmrige Licht fing. Gab es überhaupt noch echte Perlen dort draußen im Plastikmeer? Green schürzte die Lippen.

Mittlerweile beäugte sie ihn ebenso neugierig wie er sie. Sonnig gelbgrünes Kunstlicht schien durch die Buntglasfenster, die die Wände der Praxis schmückten und einen irritierenden Kontrast zu der grauen Allerweltsfassade des Unterstadt-Wohnblocks bildeten. Sie zeigten einen nebelumhüllten Regenwald mit bunten Vögeln und einen Berghang, auf dem flauschige Schafe weideten. Ihr Blick schweifte zu dem schweren Holztresen, den löwenfüßigen Ledersesseln, dem kleinen Eckofen und dem feuchtfleckigen Boden, als fiel es ihr schwer, sich zu entscheiden, ob sie in einer Kellerkirche, einem Kaminzimmer oder im Bau des weißen Kaninchens gelandet war.

★ ENDE DER LESEPROBE ★